

Revue Alsacienne de Littérature
Elsässische Literaturzeitschrift

divaguer



N° 138

2^e semestre 2022

Helmut Pillau

LEBEN IM DAZWISCHEN

Paul Mendes-Flohr, *Martin Buber. Ein Leben im Dialog*.
Aus dem Englischen von Eva-Maria Thimme, Berlin,
Suhrkamp Verlag / Jüdischer Verlag 2022, 413 p.

Die Ausstrahlung des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber in Deutschland ist beträchtlich – und zwar nicht nur bei einem jüdischen, sondern auch nicht-jüdischen, insbesondere protestantischen Publikum. Inspiriert durch die Vitalität des ostpolnischen Chassidismus suchte er das religiöse Judentum aus der Starre seiner Formalitäten zu befreien und zu verjüngen. Dieser Impuls zündete offensichtlich. Dies gilt insbesondere für die Zeit vor 1933; ein Nachhall davon ist aber noch nach 1945 zu vernehmen. So überrascht es nicht, dass sein Gesamtwerk in 21 stattlichen Bänden 2001-2020 von der *Gütersloher Verlagsanstalt* unter der Leitung von Paul Mendes-Flohr, einem amerikanischen Judaisten aus New York, herausgebracht wurde. Dieser veröffentlichte 2019 in englischer Sprache eine Biographie über Martin Buber, von der 2022 eine deutsche Übersetzung erschien.

Buber, 1878 in Wien geboren, aber in Lemberg/Galizien, aufgewachsen, empfing seine kulturelle und intellektuelle Prägung in Deutschland. Friedrich Nietzsche, auch Richard Wagner, schließlich der Philosoph Wilhelm Dilthey und der Soziologe Georg Simmel wurden zu seinen Leitsternen. Im Widerspruch zu den jüdischen Konventionen heiratete er eine nicht-jüdische Deutsche, die Schriftstellerin Paula Winkler. Seine Identifikation mit Deutschland ging so weit, dass er sich im Ersten Weltkrieg leidenschaftlich für die deutsche Sache engagierte. Erst seinem Freund Gustav Landauer, einem pazifistischen Anarchisten, gelang es 1916 ihm die Augen zu öffnen. Es kam bei ihm zu einer „Umkehr“ (S. 120), d. h. der Einsicht in den Trug einer Verabsolutierung des Eigenen, eben auch des Nationalen. Damit wurde auch der Keim für die Entwicklung seiner Lehre vom Sozialen gelegt, die künftig das Rückgrat seines Denkens bilden sollte. Die Einsicht, dass die Wahrheit durch ihre unmittelbar fassbare Gestalt, diejenige des Eigenen oder Nationalen, gerade erstickt wird, macht reif für den Schritt auf den Anderen zu. Dieser gewinnt einen neuen Status. Statt

nur als „Es“ zu gelten, von dem man sich objektivierend abgrenzen muss, gilt er nun als „Du“, dem man sich vertrauensvoll öffnen kann. Der Dialog wird zum Schlüssel für die lebendige Wahrheit (S. 155).

Die Zusammenarbeit mit dem Philosophen Franz Rosenzweig, seinem späteren Freund, im Rahmen des *Freien Jüdischen Lehrhauses* in Frankfurt a. M., vollzog sich in diesem dialogischen Geiste. Da es beiden um eine Verlebendigung des Judentums ging, lag bei ihnen der Schwerpunkt nicht auf der normengebundenen „Religion“, sondern der normenungebundenen „Religiosität“. Sogar eine zu „enttheologisierende Theologie“ (S. 162) schwebte ihnen vor. Um Bubers spezifische Haltung zur Religion zu charakterisieren, spricht Paul Mendes-Flohr von „[...] seinem ganz eigentümlichen religiösen Anarchismus.“ (S. 38)

Die Erfahrung von 1933, Hitlers Machtübernahme, sollte Buber drastisch vor Augen führen, wie wenig er Deutschland noch als seine Heimat betrachten konnte. Der 9.11.1938, die sogenannte „Reichskristallnacht“, war einschneidend dafür. Gerade er hatte die Kompetenz, um das „Ende der deutsch-jüdischen Symbiose“ mit Gründen zu beklagen (S. 276-281).

Sein Bestreben, das Judentum nicht nur als einen wissenschaftlichen Gegenstand zu behandeln, sondern auch aktiv für seine Erneuerung zu sorgen, führt zu einem gespannten Verhältnis zur Disziplin des Judentums und zur Wissenschaft überhaupt. Gershom Scholem, den in seiner Jugend Bubers *Drei Reden über das Judentum* sehr beeindruckt hatten, sollte später zu seinem hartnäckigsten Kritiker werden. Er stört sich etwa an Bubers manchmal poetisch anmutender Rhetorik und kurz vor Bubers Tode an seiner allzu subjektiven Vermittlungsweise von Werken des Chassidismus.

Seltsam mutet es an, dass Buber nach verschiedenen Anläufen ein Lehrstuhl für Soziologie übertragen wird. Sein Bezug zum Sozialen fällt insofern aus dem Rahmen seiner Disziplin, als es ihm nicht nur um eine Analyse des Sozialen, sondern auch um die Erweckung des sozialen Nervs geht. Ihm ist bewusst, dass er mit dieser Intention gegen einen Grundsatz der modernen Soziologie verstößt, nämlich denjenigen der Wertfreiheit (S. 227). Obwohl Professor, grenzt er sich vom „Universitätsmenschen“¹ ab (S. 219).

Zum roten Faden des Buches wird Bubers Auffassung vom Zionismus, zu dem er sich bekennt. Charakteristisch für ihn ist sein gespanntes Verhältnis zu den gängigen Versionen des Zionismus. So arbeitet er zwar am Anfang mit Theodor Herzl, dem Schöpfer dieser

Doktrin, zusammen, bricht aber bald mit ihm. Überzeugt ist er davon, dass die spirituelle Erneuerung des Judentums die Voraussetzung für die Schaffung eines jüdischen Staates zu bilden habe. Deswegen müsse eine zionistische Politik eine Politik von ganz neuer Art sein. Sie hätte sich dadurch auszuzeichnen, dass sie zugleich Abstand gegenüber sich selbst hält. Stattdessen beobachtet er, wie sich die Politik Israels bei der Auseinandersetzung mit einer feindlichen arabischen Umwelt in ihrer eigenen Logik verfängt und zur bloßen Realpolitik verkommt. Mit Schrecken registriert er, dass die transpolitischen Ziele des Zionismus zu ideologischen Verstärkern eines israelischen Nationalismus werden. Eigentlich weiß man, wie man handeln sollte, meint aber nicht anders handeln zu können: „Wie konnte man die zionistischen Ziele erreichen und zugleich die politischen und menschlichen Ziele der Araber achten?“ (S. 251)

Aus dem Umstand, dass ihn viele wegen dieser Haltung für politisch illoyal halten², schließt er, dass viele in Israel den Sinn für die spirituelle Dimension des Zionismus verloren haben. Paul Mendes-Flohr nennt ihn einen „selbstbewussten Außenseiter im Kontext des Zionismus“ (S. 336). So trägt das Schlusskapitel des Buches die Überschrift: „Nicht dazugehören“. Zu dem Land, dem er sich kulturell verbunden fühlte, d. h. Deutschland, durfte er als Jude nicht gehören, und das Land, von dem er sich die Erfüllung seiner zionistischen Erwartungen versprochen hatte, blieb ihm zumindest teilweise fremd.

ANMERKUNGEN

1) Interessant finde ich die temperamentvolle Reaktion von Claude Vigée auf die Ernennung von Buber zum Professor für Soziologie. Der Anlass ist ein Besuch bei dem mehr als achtzig Jahre alten Buber: « Môme en terre sainte retrouvée, la bêtise des commissions de nomination universitaire ne connaît pas de limites. » Claude Vigée, *Mélancolie solaire*. Édition d'Anne Mounic, Orizons, L'Harmattan, Paris, 2008, p. 151.

2) Claude Vigée in seinem Gespräch mit Anne Mounic: « [...] mais il était mal vu en Israël en partie de ses convictions politiques. » *Ebd.*, p. 150.